

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Nöhrn-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlw. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 132.

Berlin, Freitag den 3. November

1837.

Frankreich.

Studentenleben in einer Französischen Provinzialstadt.

Die Schuljahre am Gymnasium zu Sorbèze waren beendet, und Eduard Reynier besuchte seinen Oheim, der auf einem Landgute bei Voignon lebte, um bei ihm die Ferien zuzubringen. Seit dem glücklichen Tage, wo er dem Gymnasium für immer Lebewohl gesagt, hatte er sich ganz den ländlichen Vergnügungen hingeeben, ohne sich irgend um die Zukunft zu kümmern; eines Tages jedoch nahm ihn der Oheim bei Seite und sprach: „Es sind jetzt bereits drei volle Monate, mein lieber Eduard, daß Du Dich hier zerstreust und jagst und das lustige Leben eines Landjunkers führst; das ist nun zwar recht schön, denn die Ferien sind dazu bestimmt, und ich habe Dich in Deinen Erholungen nicht stören wollen; jedoch nähern wir uns der Mitte November, und es ist wohl Zeit, auch an ernste Dinge zu denken. Du weißt, daß Du nicht hinlängliche Mittel besitzt, um von den Zinsen Deines Kapitals leben zu können; ja, Dein geringes Vermögen, das ich als Vormund nach bester Einsicht verwalte und worüber ich Dir genaue Rechnung ablegen werde, möchte wohl nicht einmal anreichen, um davon bei einem müßigen Leben selbst nur in unserem schlichten Dorfe zu vegetiren. Du mußt also einen Stand wählen und zu diesem Behuf Deine Studien an der Rechtsschule zu Aix oder an der medizinischen Schule zu Montpellier fortsetzen, da die Medizin und der Gerichtshof die beiden einzigen Carridern sind, die einem jungen Manne, der nur auf sich angewiesen ist, offen stehen. Ich lasse Dir vollkommen freie Wahl; doch drängt die Zeit, da übermorgen der funfzehnte November ist, d. h. der äußerste Immatriculations-Termin der Hochschulen. Fasse daher einen raschen Entschluß und mache Dich reisefertig; denn morgen begiebst Du Dich nach Voignon, und von dort, ganz wie es Dir beliebt, entweder nach Aix oder nach Montpellier.“

Am folgenden Tage ging Eduard sorglos und unentschlossen in den Straßen Voignon's umher, denn noch wußte er nicht, ob er ein Schüler der Rhemis oder des Aeskulap werden sollte. Er hatte zwar einen ehemaligen, einige Jahre älteren Schulkameraden, Namens Laurent, getroffen; jedoch war Laurent zurückhaltend und nicht Willens, die Verantwortlichkeit eines Rathes zu übernehmen. „Wenn Du keinen bestimmten Beruf in Dir fühlst“, sagte er, „so überlasse die Entscheidung dem Zufalle; die Aussichten sind auf beiden Seiten gleich, und beide Wege können Dich zu Ehre und Reichthum führen. Jedenfalls aber hast Du die drei schönsten Jahre Deines Lebens vor Dir; denn glaube mir, lieber Eduard, man denkt seiner Studentenzeit stets mit großem Vergnügen.“ — „Das Nämliche sagte man mir in Betreff der Schuljahre“, erwiderte Eduard, „und gleichwohl denke ich derselben eben nicht mit sonderlichem Vergnügen.“

„Das ist ein himmelweiter Unterschied! Denn auf der Schule ist man ja ein Sklave, zwischen vier Mauern eingesperrt, und muß die Nase immer in die Bücher stecken; aber als Student bist Du frei und genießest zu gleicher Zeit die beiden größten Güter des Lebens, nämlich Unabhängigkeit und Jugend. Die Welt bietet Dir alle ihre angenehmen Seiten dar, ohne dafür irgend eine Gegenforderung an Dich zu machen; Du wirst vermöge Deines Alters und Deines Standes der Vortheile der Gesellschaft theilhaft, ohne ihre Lasten zu tragen, und bist mit einem Wort Mann den Vergnügungen nach und Schüler in den Pflichten. Einst wirst Du Dich in diese Zeit zurücksehnen, wie ich es schon heute thue, denn ich habe jetzt meine juristischen Studien absolviert und bin im Begriff, mir ein Notariat zu kaufen; mit den Geschäften sind die Sorgen aber auch schon da! Warum bin ich doch nicht mehr Student in Aix! Wenn Du dorthin gehst, so findest Du daselbst unseren Freund Grambois, der Dir mit seinem Rath beistehen wird; gehst Du nach Montpellier, so wird Mignardet Dich in den blühenden Pfaden der medizinischen Schule leiten.“

Als Eduard das Post-Büreau betrat, hatte er noch keinen Entschluß gefaßt. — „Kann ich für heute Abend noch einen Platz bekommen?“ — „Wohin?“ — „Nach Aix oder Montpellier...“ — „Nach beiden Orten ist noch ein Platz leer.“ — Eduard wurde verdrießlich und machte eine unwillige Geberde; er hätte gern keine Wahl gehabt. „Sie können noch“, sagte der Beamte, „den Platz Nr. 6 im inneren Wagen nach Montpellier und Nr. 2 im Kabinett nach Aix bekommen.“ Dies löste mit einemmale die Schwierigkeit und zog den Reisenden aus der Verlegenheit. Zwischen Nr. 6 im inneren Wagen und Nr. 2 im Kabinett war nicht lange zu wählen, und Eduard beschloß, Rechte zu studiren.

Die Unentschlossenheit des jungen Musensohns würde früher geendet

haben, und zwar aus einem triftigeren Grunde, hätte er gewußt, welche reizende Reisegefährtin er in der Diligence finden würde; denn was ist natürlicher, als daß ein junger Mensch von 18 Jahren sich in Betreff seiner Zukunft durch das Vergnügen bestimmen läßt, mit einer jungen Dame von entzückender Schönheit, Anmuth und Geist zu reisen. Wie oft während der leider gar zu kurzen Stunden dieser Reise wünschte sich Eduard Glück, die Medizin der Gerichtsstube geopfert zu haben! Als er in Aix anlangte, war er in Fräulein Aurelie von la Môle sterblich verliebt.

Laurent hatte Recht, sagte Eduard auf dem Wege nach Grambois' Wohnung zu sich selbst, Laurent hatte vollkommen Recht; ich habe da drei herrliche Jahre vor mir. Wie schön ist doch das Studentenleben! Wie göttlich war das Lächeln, mit dem sie von mir Abschied nahm! Welch ein Gedanke, mit ihr in einer Stadt wohnen, sie alle Tage sehen zu können! Ich begreife gar nicht, wie ich auch nur einen Augenblick habe an Montpellier denken können; ich habe auch nicht die geringste Neigung, Arzt zu werden. Aber Advokat! das ist etwas ganz Anderes; der Weg führt heutzutage überall hin!

„Was!“ rief Grambois, als er Eduard sah, „das ist ja der kleine Reynier aus Sorbèze! Bist Du etwa auch schon Studiosus juris? Wie doch die jungen Burfchen uns einholen! Nun gut, ich studire hier, seitdem ich vom Gymnasium abgegangen bin; Du kannst Dir darüber leicht denken, daß ich das Terrain kenne, und daß Dir Niemand besser als Leiter und Mentor zu dienen vermag.“

Grambois war ein bewoohntes Haupt; denn das gewöhnliche juristische Triennium hatte sich bei ihm nun schon in ein Septennium ausgedehnt. Und er war nicht der Einzige seiner Art; denn in allen Fakultäten in Paris und den Provinzen findet man dergleichen Säumlinge, dergleichen ewige Studenten, die ihre Studien ins Unendliche verlängern. In Paris sieht man doch aber wenigstens einen Grund dafür, denn das Leben in der Hauptstadt hat für junge Leute allerdings einen großen Reiz; aber in der Provinz und besonders in Aix ist dies unbegreiflich.

„Ja mein Freund“, fuhr Grambois fort, „seit sieben Jahren studire ich die Rechte und eile eben nicht sehr, damit zu Ende zu kommen. Ich habe schon mehrere Studenten-Generationen an mir vorbeiziehen sehen und werde auch Dich vielleicht an der Hochschule zu Aix überleben. Stelle Dir deshalb nicht etwa vor, daß die Stadt viele Annehmlichkeiten besitzt und ich hier, wie Rinaldo in den Gärten Armida's, durch ungewöhnlichen Zauber festgehalten werde; eine solche irrige Vorstellung möchtest Du gar bald verlieren. Aix hat vielmehr gar nichts Anziehendes, und wenn ich dennoch hier bleibe, so kommt dies daher, daß ich gewisse Gewohnheiten, aber keine Kollegia, angenommen habe. Gewohnheit wird zur zweiten Natur und giebt uns auch eine zweite Heimath. Ich finde Gefallen an einem Studentenleben ohne Studien; denn es ist ein Leben, das keine Sorge und keine Unruhe kennt. Der Wechsel, den ich von Hause beziehe, gewährt mir hier ein bequemes Auskommen und würde anderswo und in einer anderen Lage nicht anreichen. Deswegen also bleibe ich hier, wo ich schon lange bin und ganz nach meinem Gefallen leben kann. Ich mag diesen Zustand der Behaglichkeit nicht fahren lassen, der sich durch die Zeit gleichsam herangebildet hat. Ich habe meinen Stuhl auf der Sonnenseite des öffentlichen Spazierganges vor dem Kaffeehause; zum Apollo; im Kaffeehause selbst habe ich meinen besonderen Schrank, um darin mein Billardquæ, meine Pfeife und meinen Code Napoléon einzuschließen; im Ebtater reservirt man mir meinen eigenen Platz, von wo aus ich Publikum und Bühne beherrsche. Meine lange Studierzeit verschafft mir ungewöhnliches Ansehen; man befragt mich über Alles und unterwirft alle schwierige Angelegenheiten meiner Entscheidung; bei allen Duellen bin ich unparteiischer Zeuge; mit einem Wort, ich übe über die Studirenden einen sehr großen Einfluß, eine Art Alters-Präsidenschaft aus. Aber auch die Professoren respektiren mich, denn sie kennen meine Macht; und um mich nur loszuwerden, möchten sie mich gern, wenn ich nur wollte, bei allen Examen ohne irgend eine Einwendung durchkommen lassen; aber ich will noch nicht; denn wie gesagt, ich befinde mich hier recht wohl... aber genug von mir gesprochen; wir müssen jetzt an Dich denken und Dir zuvörderst ein Quartier in der besten Gegend verschaffen.“

„Wäre es nicht vortheilhaft, wenn ich in der Nähe der Rechtsschule wohnte?“ fragte Eduard ganz naiv.

„In der Nähe der Rechtsschule? Du beabsichtigst also, sie zu besuchen?... Glaube aber nur meiner Erfahrung, der Fleiß kehrt sich nicht an die Entfernung, und die Rechtsschule befindet sich in einem ganz abgelegenen Stadttheil. Außerdem müssen Juristen sich Bewegung machen, und daher wohnen die Justiz-Beamten immer weit vom Ges-

richtshof entfernt. Wir wollen also hierin unseren Vorbildern nachahmen."

Unter dem Vorwande, ein Quartier zu suchen, führte Grambois seinen Freund in der ganzen Stadt umher und zeigte ihm die zahlreichen Baudenkmale von Aix, die Erlöser-, Magdalenen- und St. Johannes-Kirche, den Justiz-Palast, die Statue des Königs Renatus, die Wälder des Tertius, die Springbrunnen auf dem öffentlichen Spaziergange und die vorzüglichsten Privat-Gebäude. Als er das Hotel des Herrn von la Môle nennen hörte, konnte Eduard seine Gemüthsbewegung nicht verbergen, und darüber von Grambois befragt, erzählte er ihm, welches Glückes er auf der Reise theilhaft geworden.

"Wie ich merke", rief Grambois aus, "bist Du in Fräulein von la Môle verliebt, in die Tochter des hochgeborenen und gnädigen Herrn Tropheus, Pillarion Lauffret, Marquis von la Môle, Baron von Champertier &c. &c. Das ist nun zwar recht schön, aber weißt Du denn nicht, mein lieber Freund, daß wir in Saint-Remy ein Haus haben, wovon man Leute Deinesgleichen bringt, ein Haus, worin man die Narren Deines Schlags beherbergt? Du, ein Kaufmannssohn aus Casavillon, verliebt in die Tochter eines Marquis aus Aix! Du hoffst, wie Du sagst, mit Fräulein von la Môle in Gesellschaften zusammenzutreffen und scheinst also nicht zu wissen, in welchem Lande und in welchem Jahrhundert Du lebst. Wägnst Du vielleicht, Du lebst in Frankreich im neunzehnten Jahrhundert unter der Herrschaft der Ehre und der Gleichheit? Wie sehr beklage ich Deinen Irrthum! Stelle Dir vielmehr vor, Du bist in Aix im Jahre 1725 unter der Regierung Sr. Majestät des Königs Ludwig XV. Heiße also Marquis von Requier, zeige Deine Pergamente, pflanze mitten auf dem Marktplatz Deinen Stammbaum auf, dann darfst Du die Schwelle dieser alten Hotels betreten, wirst in die gesellschaftlichen Kreise des Fräuleins von la Môle Zutritt haben, wirst die adligen Salons besuchen, mit den Zeitgenossen der Frau von Geignon Landelnecht spielen, wirst junge Kofetten sehen, die Dir ihre von Vanlos gemalten Portraits zeigen, und man wird Dir gestatten, ein Mädchen von Geburt zu lieben. Wenn nicht, und willst Du eine bloße Studentenliebschaft anfangen, so rathe ich Dir, eine Anzahl Sturzäder zu nehmen und den Code Napoleon zu studiren."

Grambois fuhr fort, dem armen Eduard das gesellige Leben in Aix zu schildern. "Wie haben hier", sagte er, "Soldatenadel, Männer des Geistes, Bürger und den gemeinen Mann. Der Soldatenadel schätzt die Männer des Geistes gering, diese verachten den Bürger, und der spuckt vor dem Handwerker aus. Mitten in diesem aristokratischen Systeme also leben wir Studenten, und von diesen vier Klassen will uns keine, wir sind wahre Paria's, man sieht uns für Feinde der öffentlichen und häuslichen Ruhe an, und diefe undankbare Stadt, die von uns lebt, versagt uns auch das geringste Vergnügen." Als Beweis für diese Behauptungen führte nun Grambois eine Menge abschreckender Beispiele an, während Eduard mit großer Niedergeschlagenheit zuhörte. "Mache Dich also nicht lächerlich", sagte das demüthigste Haupt zu seinem jungen Freunde; "setz aber komm mit mir Mittagbrod essen, und wenn Du willst, so können wir immer Tischgenossen bleiben."

Grambois stellte Eduard seinen Kameraden vor und belehrte ihn während des Essens von den gastronomischen Gebräuchen der Rechtsschule. "Unsere verschiedenen Tischgenossenschaften bestehen gewöhnlich aus Studenten desselben Jahres und Departements; ferner leben wir hier auf dem nämlichen Fuß wie Lieutenants der Garnison, d. h. wir zahlen sechzig Francs monatlich, ohne die Extras. Ein Extra aber nennen wir den Champagner, mit dem Du uns zum Willkommen und wir Dich als Erwiederung Deiner Höflichkeit traktiren werden." Kaum hatte er dies gesagt, so brachte die Aufwärterin einen Saak mit den hölzernen Nummern eines Lottospiels, Jeder zog eine, und die, welche die niedrigsten Nummern gezogen, bezahlten das Extra. Auf diese Weise und da sich die Extras oft wiederholten, wuchs der Preis des Mittagstisches fast auf das Dreifache.

Eduard war bald immatriculirt, nahm Vorlesungen an, mietete im ersten Stock eines schönen Hauses in der rue des quatre-Dauphins ein Quartier für fünfzig Thaler jährlich, besuchte fleißig die Kollegia und alle Sonntag die St. Johanneskirche, wo Fräulein von la Môle ihre Andacht zu verrichten pflegte. Seine Leidenschaft wurde durch Melancholie genährt, und dieser Zustand war seinen Studien günstig, da er ihn von zu großen Zerstreuungen abhielt. Nach Verlauf eines Jahres machte er ein glänzendes Examen, und nach den Ferien kehrte er nach Aix zurück in Trauer um seinen Oheim, der ihm bei seinem Tode sein Vermögen vermacht hatte. In jedem anderen Lande hätte der nun reiche Eduard sich um die Hand des armen Fräuleins von la Môle bewerben können, doch schwand gar bald die Hoffnung, die der liebende Müciensohn zu schöpfen gewagt hatte; denn Fräulein von la Môle heirathete einen Edelmann, der eben so hochgeboren und eben so arm war, wie sie. Dieser Schlag traf Eduard sehr hart, und von Stunde an ließ er die Studien fahren und suchte sich durch Zerstreuungen zu betäuben.

Welche Mittel konnte ihm aber der düstere Kastengeist der Stadt dazu an die Hand geben? Eine neue Liebe war dem verwundeten Herzen des jungen Mannes unmöglich, und wohin hätte er sich auch wenden sollen? Eduard versuchte es daher mit einer anderen Leidenschaft: dem Spiel. Grambois führte seinen Freund in ein Haus, wo er mehrere seiner Kameraden und einige andere zweideutig aussehende Personen fand, die Fein die Böfse leerten. Man spielte daselbst unbekannte Spiele, die in der Zeit, wo Herr von Villars durch Karten die Provinz beherrschte, an der Tagesordnung gewesen waren. Sobald die Besieger kein Geld mehr hatten, wurden die Gewinnenden Bucher, und man stellte auf dem grünen Tische Wechiel aus. Eduard mußte verlieren und verlor auch wirklich. Das Beste wäre nun freilich für ihn gewesen, wenn er eine Stadt, in der er sich nie wohl befinden, verlassen hätte; jedoch das menschliche Herz besitzt unerklärliche Schwach-

heiten. Eduard blieb in Aix noch fünf volle Jahre, während welcher Zeit er es mehr als ein Mal bedauerte, daß er nicht den Platz Nr. 6 auf der Diligence nach Montpellier genommen.

Als Eduard sich entschloß, seine Revoluten-Disputation zu halten, war er halb ruiniert; Spiel und andere Verschwendungen hatten die Hälfte seines Vermögens verschlungen. Als er abreiste, studirte Grambois im vierundzwanzigsten Semester. Bei seiner Rückkehr auf das Landgut, das sein Oheim ihm hinterlassen, traf er seinen Freund Laurent an, der bereits sein Notariat loszuwerden suchte.

"Meiner Treu", sagte Laurent zu Eduard, "das wäre etwas für Dich; Glaube mir, theurer Freund, es giebt keinen glücklicheren Stand in der Welt, als den eines Notars, aber nicht etwa eines Pariser Notars, denn der wird durch die große Zahl höhergestellter Personen in den Hintergrund gedrängt, abgesehen davon, daß dergleichen Stellen eine halbe Million Franken kosten, sondern ich meine den Stand eines Notars in einem Dorfe, wo er der Erste ist. César wäre lieber ein solcher Notarius als in Rom zweiter Konsul gewesen. Als der Fürst von Ligne das angenehme Leben eines Postmeisters rühmte, kannte er die Reize eines Notariats nicht. Du hast ein kleines, häßliches, weißes Haus mit gelben Fensterladen, wie sich Rousseau eines wünschte, hast einen frischen Garten mit einem eleganten Gitter, und die Thüre Deines Hauses zieren zwei vergoldete Gerichtsschilder; kurz Du lebst wie ein König in seinem Schloß. Was die Arbeit anbelangt, so ist sie leicht und geht ganz von selbst..."

"Ja", unterbrach Eduard seinen Freund, "ich habe das Stück „das Haus in der Lotterie" gesehen, und Rigaudin hat mir gesagt, was in Deinem Bureau zu thun ist."

"Ohne allen Stolz; die Arbeit ist leicht und gleichwohl einträglich. Du wirst meine Bücher sehen. Mein Geschäftskreis ist ausgedehnt und mannigfaltig, wovon Dir der Umstand, daß ich mich schon nach fünfjähriger Praxis zurückzöge, den besten Beweis giebt. Du gehst gern ins Theater? Wie haben nun zwar in unserem Orte keines; welches Theater aber käme der Geschäftsstube eines Notars gleich? Jeder Tag bringt Dir Dramen und Lustspiele, die Du ad acta legst; alle Geheimnisse der Umgegend werden Dir anvertraut; man kann ohne Dich weder verurtheilt noch hingerichtet, und Du bist bei allen Katastrophen und Entwicklungen gegenwärtig. Das geringste Aktenstück meiner Arbeitsstube enthält mehr Interessantes, mehr Anlaß zu Gemüthsbewegungen und zum Lachen, als das beste Theaterstück oder der schönste Roman. Nach einigen Jahren Notariatsleben hast Du Deine zerrütteten Umstände wieder hergestellt und deine jugendlichen Vorarbeiten gut gemacht; dann ziehst Du Dich gleich mir zurück. Außerdem bietet eine solche Stellung ganz vortheilhafte Gelegenheiten dar, um eine reiche Heirath zu thun. Wie dem aber auch sey, Du kannst Dich bei Zeiten zur Ruhe setzen, wenn Du nicht etwa nach einem höheren Wirkungskreise strebst; denn willst Du zum Beispiel Deputirter werden, dann bist Du der Stimmen Deiner sämmtlichen Klienten sicher, da Du ihre Geheimnisse besitzt und ihre Angelegenheiten kennst. Es ist eine sichere, glänzende Zukunft, die sich Dir darbietet, nimm sie an..."

Eduard Requier ließ sich von seinem Freunde Laurent überreden, kaufte die Stelle und wurde — Dorfnotar. Eugen Guinot.

Moldau und Wallachei.

Die Zigeuner der Moldau und Wallachei.

(Schluß.)

Für den Tanz ist die Musik der Zigeuner derjenigen der Europäer bei weitem vorzuziehen; denn sie spielen mit weit mehr Takt und dem Tänzer viel mehr zu Dank als die Europäischen Musiker; daher zogen in dem letzten Kriege zwischen Rußland und der Türkei die Russischen Offiziere die Zigeuner-Musik für den Tanz durchgängig ihrer eigenen Militair-Musik vor. Diese Zigeuner sind ferner in gewisser Art auch Schauspieler. In den Nächten nämlich zwischen Weihnachten und dem Ende des Karnevals hört man in den Straßen häufig den Ruf: Puppenpiel! Puppenpiel! Läßt man die Musen nun bei sich eintreten, so präsentiren sich zwei Männer, die ein kleines erleuchtetes, etwa 7 bis 8 Fuß langes und 3 bis 4 Fuß hohes Theater tragen, welches sie dann auf zwei Stühle stellen. In demselben erscheint sofort eine Marionette in der Rolle eines Schäfers, der mit seinem Lämmchen tanzt. Dann tritt ein Zigeuner mit seinem Bären auf; doch werden Beide gar bald durch den Herrn Basilachi verdrängt, der um zwei junge Schönen herumwirbelt, während ihn seine Frau in allen Stadtvierteln sucht. Nun aber kommt der Türk und der Kosak. Die werden, nach einigen heroischen Herausforderungen, auf das grimmigste handgemein. Dabei ist wohl zu bemerken: Als die Demantli in der Moldau waren, säbelte der Türk dem Kosaken den Kopf herunter; als aber später die Russen Herren des Fürstenthums geworden, wechselten obligat auch hier in dieser zweiten Welt die Rollen, und nun war es der Kosak, der dem Feinde das Haupt abschlug. Wer gegenwärtig der Sieger seyn mag, weiß ich nicht zu sagen.

Das äußere Ansehen der Wärrassli ist sehr vortheilhaft: sie sind von hoher Gestalt und edlen Zügen, und ihre Mädchen sind noch schöner. Die Bräutchen unter diesen haben die ganze Reinheit der Griechischen Züge, im Vereine mit der Gluth des Klimas ihrer Abenheimerath. Ihre großen schwarzen Augen strahlen unter den herrlichen Schattensbögen der schönsten Augenbrauen in zauberischen Flammen; und nicht selten trifft man in der Moldau und Wallachei auf wahrhaft Preziofen und Smeralden, die jedoch, sobald sie Mütter geworden, ihre Schönheit mit einer wirklich widrigen Häßlichkeit vertauschen und zu leidhastigen Reg-Meritiles verfallen und verkommen.

In Bildung sind übrigens die heutigen Wärrassli den Bauern weit voraus, und sie verdienen wohl, daß die Regierung ihnen endlich eine Freiheit zurückgäbe, deren sie so würdig sind. Auch machen die-

jenigen unter den Vojaren, die der Europäischen Aufklärung theilhaftig geworden, von ihrem Rechte, Jene freizulassen, häufig Gebrauch.

Die Zahl der Privat-Zigeuner beläuft sich in beiden Fürstenthümern auf mehr als 35,000 Familien, welche alle (wie wir bereits gesehen, nur mit Ausnahme der Wätrass und einiger Lingurari) Nomaden sind, von gleichen Sitten und gleicher Sprache. Nachdem wir so ihre Eintheilung einigermaßen kennen gelernt haben, wollen wir nun auch eine Skizze ihrer Sitten und Gewohnheiten entwerfen:

Die Zigeuner-Physiognomie ist im Allgemeinen ausdruckslos; auf ihrer glänzenden und von schwarzen Haaren beschatteten Stirn liest man eine tiefe Schwermuth; ihr schwarzes Auge glüht im düsteren Feuer unter den dunkeln Wimpern hervor; das ganze traurige Gesicht dieses heimatlosen Volkes scheint auf ihrem Gesichte schwer zu lasten. Mit einem Worte: dieses Volk zeigt etwas Leidendes; und dennoch zeugt der Blick seiner Männer oft von einem lächeln und unternehmenden Geiste. Obgleich nicht von hoher Gestalt, sind sie doch so vortheilhaft gebaut, daß man an ihnen in Wahrheit Plastik studiren kann. Brust und Rücken zeigen die schönsten Verhältnisse; und ihre Arme und Beine entsprechen den strengsten Regeln vollkommener Schönheit. Sieht man sie bloß, so glaubt man leicht, die schönsten Griechischen Statuen zu erblicken: eine Täuschung, die auch durch ihre Bronze-Farbe nur noch mehr befördert und gerechtfertigt wird. Das Nomadenleben, das sie führen, die reine Vergnügung, wie der wärsige Thaldust, die sie athmen, machen sie tüchtig, jede Anstrengung, jeden Ungeßam und Wechsel der Jahreszeit zu ertragen, und kräftigen ihre ohnehin schon starken Constitutionen für ein sehr hohes, nicht selten hundertjähriges Alter.

Die Zigeuner bekennen sich zu gar keiner Religion; sie haben nur den Fetisch-Glauben, d. h. sie verehren Alles, was ihnen Nutzen bringt, wie ihre Zelte, ihr Fuhrwerk und ihr Schmiedegeräth. Wie die Türken, glauben auch sie an ein Verhängniß. Aber in den christlichen Ländern Europas befolgen sie zum Scheine die Lehren Jesu, wie in der Türkei die Vorschriften Muhammed's; und gäbe es noch ein Reich Judäa, so würden sie in diesem eben so wohl die Befehle der Moses'schen Gebote spielen. In den beiden Fürstenthümern lassen sie ihre Kinder zwar durch orthodoxe Priester taufen, aber freilich nicht etwa aus Religion, sondern einzig wegen des unwiderrücklichen Argumentes des Don Bassilio: um des Geldes Willen, das sie von den Vätern bekommen. Deshalb ermangeln sie denn auch nicht, dasselbe Kind wohl neun bis zehn Mal in verschiedenen Gegenden zur heiligen Taufe zu bringen, so daß gar nicht selten einmal ein junger Täufling, von beiläufig 20 Jahren, mit der Bitte: sein Vater sey zu wollen, bei Euch eintritt. Auch keine rechtmäßige Ehe wollen sie anerkennen und beobachten bei Eingebung einer Verbindung zwischen Mann und Frau keine andere Formlichkeit, als diese, daß der Bursche von 14 oder 15 Jahren, wenn er bemerkt, wie ihm außer Brod und Wasser doch noch etwas fehle, das erste beste Mädchen, das er finden kann, in sein Zelt führt und sie, gleichviel, ob sie selbst verwandt mit ihm ist, zu seiner Frau macht, wobei sie einen irdenen Krug nehmen und ihn zerbrechen. Und dann sind die Eheleute fertig!

Für die Erziehung der Kinder sorgt das Pärchen sehr schlecht, oder vielmehr gar nicht. Sobald diese nur laufen können, läßt man sie in den Wäldern oder in den Straßen der Städte und Dörfer nach Herzenslust umherstreifen. Dabei müssen die kleinen nackten Wesen sich, vor Frost klappernd, ihr Brod betteln oder stehlen; denn in dem Zelte ihrer Aeltern finden sie kaum ein wenig Feuer, an dem sie Abends sich wieder erwärmen können. Bis ins fünfzehnte, ja sechzehnte Jahr gehen sie, Sommer und Winter, ganz nackt. Der Zustand der Kinder ist wahrhaft jammervoll! Wie viele Krämpfe findet man nicht unter ihnen! Müssen sie doch, wenn sie noch ganz klein sind, sogar die Stelle vertreten, die bei civilisirten Leuten wohl Schmelzbeine einzunehmen pflegen; denn, sind etwa einmal zwei liebreiche Gatten der fruchtlosen Diabols so überdrüssig, daß sie glauben, ihre Zuflucht zur ultima ratio, zu einem argumento ad hominem nehmen zu müssen, so ergreift der Vater eines der Kinder bei den Weinen; die Mutter nimmt ein anderes; und nun bedienen sich Beide derselben, als ob sie Socke hätten. Doch giebt es noch eine andere Quelle des Ueberflusses an Krämpfen; denn bekanntlich geschieht es nicht selten, daß die Zigeuner, um Mitleid und Almosen in größerem Maße zu gewinnen, sich selber Wunden beibringen, zu denen dann, weil sie nicht nur nicht gehörig gepflegt sind, um zu heilen, sondern vielmehr (häufig genug) absichtlich offen erhalten werden, endlich der Brand schlägt, der oft den Verlust eines ganzen Gliedes zur Folge hat. Diese Bettler stürzen in ganzen Haufen, Knaben und Mädchen von fünf bis zu fünfzehn Jahren völlig nackt, bunt durch einander, dem Wagen des Vojaren, der aus der Stadt kommt, entgegen und begleiten ihn in vollem Laufe oft über eine halbe Stunde lang, mit dem unanßhlichen Geschrei:

Gebt uns einen Para! Einen Para!
Und wir tanzen Euch auch die Tänäna!*)

Niemals jedoch, wenn sie betteln, sprechen sie Wünsche für die Gesundheit des Angesprochenen, sondern immer nur für dessen Pferde aus; sie sagen nicht etwa: Ich wünsche Euch ein glückliches Leben! sondern: Mögen Eure Rosse lange leben!

Die Zigeuner können es nicht über sich gewinnen, von ihren Familien getrennt zu leben, selbst dann nicht, wenn man deren Andenken durch Reichthümer und Genüsse aus ihrem Gedächtnisse verdrängen wollte. Oft haben die Vojaren versucht, jungen Zigeunern eine ordentliche Ausbildung beizubringen, sie deshalb in ihre Paläste genommen und ihnen Lehrer gegeben — doch umsonst! Sobald nur eine Gelegenheit sich darbot, verließen die Unverbeiratheten alle Bequem-

*) Ihr Nationaltanz, ihr Sandango. Er besteht in Sprüngen, Tactiven Geberden mit Armen und Beinen, und darin, daß sie mit den eiaenen Fersen sehr gewandt dahin sich schlagen, wo das Kreuz seinen ehrlichen Namen längst verloren hat.

lichkeiten des civilisirten Lebens, um zu den Ihren zu flüchten. Das Nomadenleben und der Rauch des Zeltes sind dem Zigeuner eben so unentbehrlich, wie das Wasser dem Fische, wie dem Vogel die Luft. Das Leben des Stammes ist das Leben des Zigeuners.

So geschieht er auch, wie schon gesagt, in Allem, was er anfängt, sich zeigt, so zieht er doch das doles für niente und das mit diesem nothwendig verbundene Elend der ermüdenden Arbeit vor, die ihm doch sein Daseyn wahrhaft behaglich machen könnte. Niemals legt er sich auf etwas Großes; denn obgleich er jeder Arbeit den Diebstahl unbedingt bei weitem vorzieht und für diesen geradezu einen natürlichen unverkennbaren Hang hat, so läßt er doch auch nicht einmal diesen im Großen, sondern begnügt sich immer damit, wahre Lumpereien an Kleindingstücken und Nahrungsmitteln zu mausen.

Alle Zigeuner, besonders aber die Lätess, sind abstoßend schmutzig; das Ungeziefer scheint mit ihnen zugleich auf die Welt zu kommen. Fast immer gehen sie ohne Hemde, das Vielen unter ihnen sogar ganz unbekannt ist; meist sind sie nur mit einigen Lumpen bedeckt, und dennoch beweisen gerade diese Lumpen oft, daß sie den Fuß lieben; denn gar häufig sieht man Spitzen und Stickerien an den lumpigen Gewändern. Von den Farben sind die schreiendsten ihnen die liebsten: rothe oder blaue Kleider und gelbe Stiefeln tragen sie vor allen anderen gern.

Keuschheit ist den Zigeunerinnen unbekannt; denn obgleich sie nicht geradezu ein Gewerbe aus der Prostitution machen, so versagen sie sich doch auch Keuren, der ihnen einige Para verspricht. Ihr eigentliches Geschäft besteht im Stehlen und darin, daß sie die Leichtgläubigen in Städten und Dörfern betrogen, indem sie ihnen wahrzusagen. Dies thun sie gewöhnlich mittelst Betrachtungen der Linien im Handteller, oder aus Karten, oder auch durch Beratungen mit dem bösen Geiste in einem kleinen Spiegel am Boden einer Blechbüchse.

Eben so entsetzlich als seltsam und widerlich ist das Gelüst der Zigeuner nach dem Fleische von Thieren, die an Krankheiten verendet sind, nur nicht von Pferden. Bezeigt man ihnen etwa Verwunderung darüber, so antworten sie wohl: Das Fleisch eines Thieres, bei welchem Gott der Schlachter gewesen, muß doch wohl besser seyn, als das eines durch Menschenhand getödteten. — Auf Grund dieses Geschmacks hat man sie denn auch als Menschenfresser angeklagt; und in der That scheint es auch, nach sicheren Beweisen, daß es unter ihnen wohl Einige gegeben, die den Genuß von Menschenfleisch nicht gescheut haben. Ueberall, in Deutschland, Frankreich, Spanien hat man sie deshalb gleichfalls des Kinder-Diebstahls beschuldigt. Ja, in Ungarn mußten zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts mehr als 200 Zigeuner, als Menschenfresser, auf den Muzgerstätten enden. Das Verbrechen scheint aber doch gar zu entsetzlich, um ganz glaublich zu seyn; auch hört man gegenwärtig von dergleichen Schauererzählungen nichts mehr.

Die gewöhnliche Speise der Zigeuner besteht in der Mämäliga, einer Art von Polenta aus Mais oder Türkischem Korne, welche bald ganz einfach, bald mit Käse genossen wird. Bisweilen jedoch finden sich auch wohl ganz respektable Gänse, allerliebste Hühner oder jugendlich zarte Ferkelchen, um die Reize der Tafel um Vieles zu steigern. Ein wahres Freudenfest giebt es aber, wenn sie ihres Leidgerichtes, eines an Krankheit verendeten Thieres, habhaft geworden. — Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser; doch lieben sie die gebrannten Sorten desselben vorzugsweise und sind Jedem, der ihnen auch nur ein kleines Gläschen davon zukommen läßt, sehr verbunden. Das Rauchen lieben sie Alle, Männer, Frauen und Kinder schon vom fünften Jahre an, leidenschaftlich. Den ganzen Tag über haben sie die Pfeife im Munde, und wenn sie Tabak weder haben, noch sich verschaffen können, rauchen sie trockene Nußbaumblätter. Hunger und Durst können sie ganze Tage lang aushalten; aber ohne die Pfeife, wenn sie auch nicht rauchen können, doch mindestens im Munde zu haben, vermögen sie kaum eine einzige Stunde lang auszudauern.

Nichts indeß erscheint seltsamer, als der Abzug eines Zigeuner-Trupps von seinem Wohnsitz. Da stecken die Kinder wie Kraut und Rüben zwischen Kesseln, Dreifüßen, Schmiedewerkzeugen und anderen Geräthschaften, auf einem unbedeckten und, um die etwa vorkommenden Flüsse trocken zu passiren, auffallend hohen Fuhrwerke, das oft nur von einer einzigen Kossinante gezogen wird und welchem die Frauen und Männer zu Fuß folgen, bis auf zwei oder drei der Letzteren, die den Zug zu Pferde beschließen und an beiden Seiten mit Quersäcken behangen sind, in denen unter Anderem auch noch Kinder stecken, wie man freilich nur aus den daraus hervorguckenden Köpfen abnehmen kann.

Raub und Räuberei sind niemals das Erbtheil des unterjochten, herabgewürdigten Menschen; daher sind auch die Zigeuner im Allgemeinen sehr feig. Zuweilen wagen sie es wohl, aus ihren Wäldern hervorzubrechen und Reisende anzufallen, doch immer nur Fußgänger, auf die sie dann mit großen Anstalten losstürzen. So wie aber ein dergestalt Angefallener einen einzigen Pistolenschuß auf sie abfeuert oder auch wohl nur erst Anstalt dazu trifft, nimmt schon die ganze Horde die Flucht, bestände sie selbst aus hundert, ja zweihundert Köpfen!

Natürlich verachten die Romänen, d. h. die Moldauer und Walachen, dieses Volk; doch, abergläubisch wie sie sind, fürchten sie es zugleich, indem sie glauben, die Zigeuner hätten die Macht, starke und unsichtbare Wesen zu ihrer Unterstützung herbeizurufen, und würden am jüngsten Tage mit dem Antichrist erscheinen, die Christen zu quälen und deren Kinder zu verschlingen. Indes, wie verachtet der Zigeuner auch bei allen Nationen ist, so verachtet doch auch er seinerseits wiederum alle Völker und ist, wie Malte-Brun sagt, stolz und glücklich; ein Düngerhaufen ist sein Thron, eine alte Eiche sein Baldachin.

Weil dieses Volk nun weder feste Wohnsitz noch Ackerbau liebt, haben Viele es geradezu für unverbesserlich, der Gewöhnung an ein regelmäßiges häusliches Leben unfähig erklärt. Die Erfahrung aber hat

schon das Gegentheil bewiesen: In Transylvanien und in der Bukowina haben alle Zigeuner gegenwärtig feste Wohnsitzge, die sie nur höchst selten noch und dann immer nur sehr ungern verlassen. In Serbien hat Fürst Milosch versucht, sie an Ackerbau zu gewöhnen, zuerst bei Pöschartwah und einigen anderen Orten; und es ist ihm wirklich gelungen: Sie leben glücklich, indem sie das Brod von dem Mais essen, den sie selber gepflanzt haben, und werden gewiß auch noch mehr sich civilisiren, wenn man sie nur fortwährend menschlich behandelt. Derselbe Versuch ist, mit demselben Erfolge, in der Moldau im Dorfe Nisi (District Fălciu) gemacht worden, so daß man dort schon sieben oder acht Zigeuner-Familien ihr Feld mit mehr Sorgfalt als die Bauern selber bewirtschaften sieht. Aber den größten Beweis für die Möglichkeit, dieses Volk zu civilisiren, liefern die Bättrasi, wie wir sie schon besprochen haben. Die Regierungen mögen daher nur ernstlich für Mittel und Wege sorgen, daß es sich unter geeigneten und annehmbaren Verhältnissen niederlassen kann, und sie werden ihre Sorgfalt durch die Civilisation eines ganzen Volkes belohnt sehen; denn die Zigeuner haben freilich manche Laster, aber bringt man es nur erst dahin, diese mit den Wurzeln aus ihren Herzen auszurotten, so werden sie, z. B. als Fabrik-Arbeiter, besonders in der Moldau und Wallachei, die allergrößten Vortheile gewähren.

S y r i e n.

Zustand der Heilkunde im heutigen Palästina.

Der größte Theil der praktischen Aerzte in Palästina sind Araber, die nicht den geringsten Unterricht in der Wissenschaft der Medizin genossen haben. Auch stehen sie in keinem großen Ansehen bei ihren Landesleuten; nur von den niedrigsten Klassen werden sie konsultirt, und auch von diesen selbst nur dann erst, wenn kein Fränkischer Arzt in der Nähe ist. In Ledy, einer Stadt von 30,000 Seelen, ohne die 4000 Mann starke Aegyptische Garnison, ist kein Arzt, der diesen Namen verdient, ausgenommen ein Franzose, der bei der Besatzung angestellt ist.

In Beirut, das eben so groß wie Ledy ist, aber in einer fruchtbareren und bevölkerteren Gegend liegt, sind zwei Fränkische Aerzte, der Doktor Minaldi aus Neapel und der Griechische Doktor Partiti aus Salonichi. Außer diesen beiden wirklichen Aerzten giebt es noch eine Art Arabischer Doktoren, die einige der bekanntesten Medicamente anwenden, um sie allen ihren verschiedenen Kranken der Reihe nach zu ordiniren. Jalape, Kalomel und Brechweinstein sind ihre vornehmsten Heilmittel, und die Dosis, die sie dem kranken Dyrer ihrer Kunst davon reichen, ist wahrhaft heroisch. Jalape muß der Leidende in einer Dosis von zwei Drachmen genießen, Brechmittel in einer Dosis von 4 Gran und verhältnißmäßig Kalomel. Nixinnel geben sie nie weniger als 4 Unzen, oft noch mehr. „Während ich zu Beyrut war“, erzählt der Doktor Hanow aus Philadelphia, dem wir diese Mittheilung verdanken, „wurde ich oft von den Einwohnern konsultirt. Unter Anderen kam ein Araber aus Aleppo zu mir, der an Seitenlähmung, momentanem Blödsinn und Schwindel litt. Zwei Jahre vorher, als er sich unwohl fühlte, fragte er einen Arabischen Arzt zu Aleppo um Rath. Dieser redete ihm ein, er habe Geschwüre am Körper, die ihm (dem Arzte) allein nur sichtbar wären. Er gab ihm darauf vier Gran Kalomel täglich und setzte dieses Verfahren zwei Jahre lang fort; das Resultat war, wie jeder sachkundige Mann leicht voraussehen konnte, daß der Arme für alle Zeiten große und unheilbare Schmerzen davontrug. Er war noch jung, von der sanftesten Gemüthsart, und seine Leiden rührten mich lebhaft. Bei der Untersuchung fand ich eine große Beingeschwulst. Ich verordnete ihm diejenigen Mittel, durch die seine Schmerzen am wahrscheinlichsten zu lindern waren.“

Die Schwierigkeit für den Kranken, ärztlichen Beistand in diesem Lande zu finden, ist so groß, daß häufig die Amerikanischen Missionaire angegangen werden, den Leuten zu helfen. In den Augen der Eingebornen sind überhaupt alle Franken mehr oder weniger in die Geheimnisse der Heilkunde eingeweiht.

Zu Tripoli, einer Stadt von 15,000 Seelen, ist kein einziger unterrichteter Arzt. Ein Europäischer Arzt, der sich im heiligen Lande niederlassen will, findet keinen besseren Ort als Tripoli. Hier hat er keinen einzigen Nebenbuhler, aber sehr viele Patienten. Die Stadt hat überdies eine herrliche Lage zwischen dem Libanon und dem Meere.

In Jassa ist nur ein einziger Arzt, und zwar ein Neapolitaner. Er ist erst seit einigen Jahren dort etablirt, aber er ist schon lange im Lande. Ich wollte mich hier zu Jassa einige Medicamente verschaffen und begab mich deshalb in den Laden des reichsten Apothekers, Federico Giacomo, ein Spanischer Mönch im dortigen Franziskaner-Kloster, der Arabisch und Medizin versteht, begleitete mich. Der Laden war keine Europäische Apotheke, die mit schönem Marmor ausgelegt, die mit Reihen von runden Kristallschalen geschmückt ist, in denen wohlthätige Flüssigkeiten in verschiedenen Farben glänzen; es war eine Bude im Basar, wie andere Buden daselbst, offen von der Gede bis zur Decke, keine Thüre, keine Fenster, sondern zwei Läden, deren einer von oben herabging und bis auf die Mitte ging, wo er sich an den unteren schloß. Letzterer diente zugleich als Ladentisch und war voll mit Schachteln und Büchsen. Der Laden war 8 Fuß hoch, eben so tief und etwa 15 Fuß breit. Der Apotheker, ein alter, stämmiger, Türkisch gekleideter Mann, saß mit gekreuzten Beinen am einen Ende der Bude, wo er die Waaren wog, die ihm ein Lehrling von der anderen Seite reichte.

Die Stadt Jerusalem, die 30,000 Einwohner hat, ist nicht besser mit Medizinern als andere Städte Palästina's versehen. Der einzige Arzt, der studirt hat, ist ein Wundarzt bei der Armee Ibrahim's, der also nicht für immer da bleibt. Die übrigen Doktoren sind wieder

Araber, bei denen Studium und Erfahrung Hand in Hand gehen, d. h. beide stehen bei ihnen auf gleich niedrigem Standpunkt. Ist der Zustand des Heilwesens in ganz Palästina im Allgemeinen betrübend, so wird er es noch mehr in Betracht Jerusalems, wo so viele fromme Pilger und so manche im Interesse der Wissenschaft reisende Europäer zusammenstreffen. Unter den jüngsten Opfern der vernachlässigten ärztlichen Hilfe bedauert man den jungen Jrländer Carnagan, einen Mann von großen Talenten, erleuchteten und unternehmenden Geistes. Er wollte das Todte Meer untersuchen und baute sich zu Jerusalem ein Fahrzeug, das er auf Kameelen bis zum Meere bringen ließ. Er schiffte sich darauf mit einem Arabischen Begleiter ein und fing an, seine Untersuchungen anzustellen. Zum Unglück ging der stets durstige Araber nicht hausväterisch mit dem süßen Wasser um, und sie hatten bald Beide so viel von Durst, Hitze und Ermüdung zu leiden, daß sie kaum stark genug waren, das Land zu gewinnen und Jericho zu erreichen. Hier wurden Beide vom Fieber ergriffen, und der Araber starb sogleich. Carnagan ließ sich nach Jerusalem bringen, das er sterbend erreichte. Mit seinem schnellen Tode gingen die Resultate seiner eben angestellten Beobachtungen verloren, was für die Naturwissenschaft ein großer Verlust ist; denn es ist kein Zweifel, daß der talentvolle junge Mann Manches entdeckt hat, was zur Enthüllung der Natur-Geheimnisse des Todten Meeres hätte beitragen können.

Die vorzüglichsten Arzneipflanzen in Palästina sind mehrere Arten Münze (Mentha), Ricinus Communis, Scilla Maritima, Melia Agadach, Natura Stramonium, der Delbaum, Cucumis Agrestis und der Granat-Apfelbaum. Am Fuße des Kasfels, welches Tripoli besetzt, sah ich eine Rizinuspflanze, so groß, daß man sie einen Baum hätte nennen können. Sie muß mehrere Jahre alt gewesen seyn, während sie anderwärts gewöhnlich nur ein Jahr lebt. Das Stramonium ist ebenfalls von außerordentlicher Größe, oft 5 bis 6 Fuß hoch. Einen Granatapfel kaufte ich, der 1 Pfund 10 Loth wog. Der Ort, wo die Pflanze Cucumis Agrestis am üppigsten wächst, ist der Delberg bei Jerusalem.

Die gewöhnlichen Krankheiten in Palästina sind: Fieber, Dysenterie, Pöttey, Pest, Lungenübel und Augenentzündung. Die Fieber sind besonders den Fremden gefährlich und herrschen am häufigsten zu Tripoli. Doch unter allen Krankheiten im gelobten Lande ist die Augenentzündung am verbreitetsten; sie ist in der That eine allgemeine Kalamität. Bei jedem Schritte begegnet man einem Blinden oder Halbblinden. Im südlichen Theile des Landes ist es noch schlimmer, als im Norden. Zu Ramia waren die ersten Personen, die meinen Blicken begegneten, drei Blinde, welche mit einander plauderten, und als ich einmal aus der Stadt ging, zählte ich 34 Menschen, die theils auf beiden Augen, theils auf einem blind waren. Man übertreibt nicht, wenn man behauptet, daß die Hälfte der Einwohner an Augenübeln leidet. Die Ursachen so häufiger Leiden am Auge sind: die Nähe der Sandwüsten, der Einfluß einer brennenden Sonne, gegen die der schirmlose Turban nicht schützen kann, und der Sirokkowind. Wir stülzten diesen Wind, als wir den Berg Karmel bestiegen. Er war heiß, trocken und führte einen feinen Sand mit sich; und obgleich wir bei Nacht reisten, so verursachte er doch den Meisten unter uns heftige Entzündung im Auge.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Spanische Lexikographie. In Madrid ist so eben die achte Auflage des Wörterbuches der Spanischen Akademie ausgegeben worden. Dieselbe ist mit einer Vorrede ausgestattet, in der die Herausgeber über die gemeinlich geltende Voraussetzung sprechen, daß die Akademie das Recht habe, dieses oder jenes Wort zu sanctioniren oder auszumerzen. Nicht die Akademie, heißt es, sondern allein der Gebrauch heilige oder verwerfe Wörter und Phrasen, doch sey es die Aufgabe der ersteren, den Gebrauch zu ermitteln, wobei sie dem sowohl von der Sprache des Pöbels, als von der Schreibart untergeordneter Schriftsteller ganz und gar Umgang zu nehmen habe. Gegen die Ueberschwemmung der Spanischen Sprache mit Französischen Wörtern und Redensarten wird mit Recht große Klage erhoben. Lateinische und Griechische Wurzeln werden erst durch das Französische Medium hispanisirt, was zum Theil dem Umstande beigemessen wird, daß das moderne Publikum fast nur Französische Schriftsteller lese, während es die alten klassischen Autoren des eigenen Landes kaum noch kenne. Das Wörterbuch der Spanischen Akademie ist besonders, was die Orthographie betrifft, von großer Autorität. Bekannt sind die häufig vorkommenden Verwechslungen der Konsonanten g, j und x im Spanischen. Das x hat die Akademie da, wo es mit jenen beiden Buchstaben kollidiren kann, schon seit längerer Zeit verbannt, weshalb auch nicht mehr exercito, sondern ejercito, nicht Mexico, sondern Mejico u. s. w. geschrieben wird. Weiter hat jedoch die Akademie nicht geben wollen und daher auch die Schreibart exilo (und nicht cesito) u. s. w. beibehalten. Was das g und j (vor e und i) betrifft, so läßt sie das erstere jetzt ebenfalls fort, wo es nicht durch die Abstammung gebildet, weshalb sie ejercer u. s. w. schreibt und dagegen nur gente, origen u. s. w. beibehält. Gegen die Verwechslung des Spanischen Idioms durch völlige Verbannung solcher Buchstaben wie x oder des aspirirten h zu Anfang eines Wortes spricht sich die Akademie sehr energisch aus, indem sie in dieser Beziehung eben so schön als treffend sagt: „No se debe desvirtuar la noble y varonil robustez de nuestro idioma.“

*) Diccionario de la Lengua Castellana: por la academia española. Madrid, 1837.